

Prolog

DER WILLE DER ZEIT

Köln, 14. August 1248 – Mitternacht

Die Nacht legte sich schwer über die Baustelle der neuen Kathedrale. Mondlicht fiel durch die Holzgerüste, die bereits den Grundriss des künftigen Doms markierten, und malte blasser Streifen auf den aufgewühlten Boden. Die Überreste der alten Kirche, die man abgerissen hatte, um Platz für das gewaltige neue Gotteshaus zu schaffen, ruhten wie verstreute Knochen zwischen den frisch ausgehobenen Fundamentgräben. Nur das Seufzen des Windes und der ferne Ruf einer Nachtteule durchbrachen die Stille.

Bruder Albrecht, den die anderen den "Hüter der Schriften" nannten, bewegte sich wie ein Phantom zwischen den Holzpfählern des Baugerüsts. Seine schmale Gestalt wurde fast vollständig von der braunen Kutte verschluckt. Nur seine Hände, bleich und knochig wie Vogelfüße, lugten hervor, als er die Kapuze tiefer ins Gesicht zog. In einer von ihnen hielt er eine kleine, mit Eisenbeschlägen versehene Holztruhe, die er an seine Brust presste, als trüge er ein Neugeborenes.

Ein Geräusch – das Knirschen von Stein auf Stein – ließ ihn innehalten. Seine Muskeln spannten sich, bereit zur Flucht. Eine Ratte huschte über den Boden, und er atmete erleichtert aus. Zu viele Augen beobachteten die Baustelle in diesen Tagen, zu viele Ohren lauschten. Die Grundsteinlegung stand unmittelbar bevor, und die Stadt fieberte diesem historischen Ereignis entgegen.

Niemand durfte wissen, was er heute Nacht tat, nicht einmal die anderen Brüder der kürzlich gegründeten Bruderschaft.

Albrecht setzte seinen Weg fort, tiefer hinein in das Labyrinth der aufragenden Mauern, die erst bis zur Kniehöhe gediehen waren. Der Geruch von feuchtem Mörtel und frisch gesägtem Holz hing in der Luft. All das vermischte sich mit dem erdigen Duft des aufgewühlten Bodens. Manche sagten, selbst der Grund, auf dem ein Gotteshaus errichtet werden sollte, wäre niemals wirklich verlassen, und heute Nacht konnte Albrecht die Wahrheit darin spüren. Es war, als beobachteten ihn tausend unsichtbare Augen, als lauschte die Erde selbst auf das pochende Herz in seiner Brust.

Als er sein Ziel erreichte, kniete er nieder. Die Krypta, die auf den Grundmauern der alten Kathedrale entstehen sollte, war bereits als Vertiefung erkennbar. Hier, im tiefsten Teil des künftigen Doms, hatte man begonnen, die ersten Steine zu setzen. Ein perfektes Versteck für ein Geheimnis, das Jahrhunderte überdauern sollte.

"Möge Gott mir vergeben", flüsterte Albrecht in das dunkle Zwielicht der Nacht. Sein Atem kondensierte in der kühlen Luft, kleine weiße Wolken, die im Mondlicht schimmerten und sich dann auflösten, wie flüchtige Gedanken.

Mit zitternden Fingern öffnete er die seltsame Truhe. Sie enthielt ein in rotes Leder gebundenes Buch, dessen Einband mit wunderlichen, in Gold geprägten spiralförmigen Symbolen verziert war.

Daneben lag eine Schriftrolle aus Pergament, versiegelt mit dunkelgrünem Wachs, in das ein Symbol eingedrückt war: ein einfaches Kreuz mit durchkreuzten Rädern in den vier Quadranten, das dem Jerusalemkreuz ähnelte, aber von uralter, vorchristlicher Herkunft zu sein schien.

Albrecht nahm beides heraus und legte es behutsam in eine kleine, mit Blei ausgekleidete Holzkiste, die er seit Tagen für diesen Zweck vorbereitet hatte. Das Blei würde die Gegenstände vor Feuchtigkeit schützen; das Holz würde mit der Zeit verrotten und den Anschein erwecken, als wären die Objekte für immer verloren. Ein perfektes Versteck in aller Offenheit.

Als er das Buch in die Kiste legte, öffnete es sich für einen kurzen Moment, und Albrechts Blick fiel auf eine kunstvoll gezeichnete Illustration: Zwei Gestalten, die sich durch einen schimmernden Spiegel hindurch die Hände reichten, ihre Gesichter beinahe identisch und doch durch Jahrhunderte getrennt. Die eine in mittelalterlicher Tracht, die andere in Gewändern, die er nicht zu deuten wusste.

Über ihnen thronte das Symbol des Kreuzes mit den durchkreuzten Rädern, als wollte es die Zeiten miteinander verbinden. Unter dem Bild standen Worte in einer alten Sprache:

"Wenn die Zeiten sich spiegeln und der Kreis sich schließt, wird das Verborgene offenbar. Zwei Stimmen werden sprechen, wo eine allein nicht gehört wird. Was getrennt ist, sucht die Einheit; was einig ist, fürchtet die Spaltung."

Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Die Prophezeiung, alt wie die Kirche selbst, lange verborgen in den Archiven Roms, bis Bruder Bonaventura, der Franziskaner mit dem durchdringenden Blick und dem brillanten Verstand, sie entdeckt hatte.

Bonaventura, der heute als Johannes Fidanza bekannt war, aber eines Tages – so glaubte Bruder Albrecht – ein Name sein würde, den die Welt kannte.

Er hatte das Gottlose in dieser Prophezeiung erkannt: Die Vision einer kommenden Macht, die das heilige Licht Christi für immer auslöschen würde. Eine Bedrohung so teuflisch, dass sie nicht nur jeden Gläubigen vernichten, sondern die Erinnerung an Gott selbst aus den Herzen der Menschen reißen könnte.

Albrecht legte nun auch die versiegelte Rolle in die Kiste. Sie enthielt Bonaventuras geheime Anweisungen an zukünftige Generationen – der Kern dessen, was heute lediglich als kleine Bruderschaft unter dem Namen "Custodes Veritatis" existierte. Die Wächter der Wahrheit. Männer, die geschworen hatten, das Licht des wahren Glaubens durch die Zeiten zu tragen und jene zu bekämpfen, die es zu löschen drohten.

Als er den Deckel der Kiste schloss, erinnerte er sich an Bonaventuras Worte während ihrer letzten geheimen Versammlung:

"Was wir heute beginnen, wird länger währen als dieser Dom, länger als unsere Namen in den Büchern der Geschichte. Wir kämpfen nicht nur gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Mächte einer Zeit, die kommen wird, in der der Mensch Gott vergessen haben und die Vernunft an seine Stelle setzen wird."

Albrecht hob einen losen Stein in der Mauer der entstehenden Krypta an und schob die Kiste in die dahinterliegende Nische. Sorgfältig setzte er den Stein wieder an seinen Platz und verstrich den Mörtel, bis keine Spur des Eingriffs mehr zu sehen war. Morgen würden die Maurer hier weiterbauen, und in wenigen Tagen würde niemand mehr wissen, was hinter dieser unscheinbaren Stelle verborgen lag.

Eine Zeitkapsel, gesetzt für Augen, die noch nicht geboren waren.

Albrecht murmelte ein leises Gebet, während er mit den Fingerspitzen über den Stein strich. Als er sich erhob, fiel sein Blick auf die Umrisse der künftigen Kathedrale, die sich im Mondlicht wie ein Versprechen abzeichneten. Würde dieser gewaltige Bau jemals vollendet werden? Die Klugen sagten, es würde Jahrhunderte dauern. Doch selbst wenn er nicht vollendet würde, würde er bestehen. Steine waren geduldiger als Menschen, und dieser Dom, so spürte Albrecht, würde länger bestehen als jeder andere in der Christenheit.

Der perfekte Wächter für ihr Geheimnis.

Als er sich umwandte, um die Baustelle zu verlassen, durchzuckte ihn plötzlich ein stechender Schmerz hinter den Augen. Er taumelte, griff nach einem Holzpfeiler, um nicht zu fallen. Die Welt um ihn herum verschwamm, löste sich auf, und für einen kurzen, erschreckenden Moment sah er etwas, das nicht sein konnte:

Der Dom, fertig und majestätisch, umgeben von seltsamen, leuchtenden Bauwerken aus Glas und Stahl, die in den Himmel ragten. Unvorstellbare Maschinen, die sich wie eiserne Ochsenkarren durch die Straßen bewegten. Menschen in fremdartiger Kleidung, in leuchtenden Farben, die die Blicke ihrer Vorfahren beleidigt hätten.

Und mittendrin: ein kurzes Aufblitzen von etwas, das er nicht begreifen konnte. Ein Gesicht? Ein Zeichen? Eine Botschaft? Es war zu flüchtig, um es zu erfassen, wie ein Traum, der im Moment des Erwachens verblasst.

Die Vision verschwand so plötzlich, wie sie gekommen war, und ließ ihn zitternd und schweißgebadet zurück. Was hatte er gesehen? Eine Täuschung des überanstrengten Geistes? Eine Versuchung des Teufels?

Oder einen Blick durch die Zeit selbst?

Albrecht bekreuzigte sich hastig. Was immer es war, er durfte nicht darüber sprechen, nicht einmal zu Bonaventura.

Solche Visionen konnten einen Mann auf den Scheiterhaufen bringen, selbst einen Mönch.

Mit unsicheren Schritten, ständig auf der Hut vor den Nachtwächtern, verließ er die gespenstische Baustelle, trat hinaus in die monderhellte Nacht.

Hinter ihm zeichneten sich die Anfänge der Kathedrale ab, Grundmauern und Gerüste, die wie ein Versprechen an die Zukunft in den Nachthimmel ragten.

Eine halbe Stunde später, in einer bescheidenen Kammer des nahen Franziskanerklosters am Rand der Stadtmauer, kniete Bonaventura vor einem einfachen Holzkreuz. Seine Gebete waren längst verstummt, und er starrte nur noch mit brennenden Augen auf das Symbol der Erlösung.

Ein leises Klopfen an der Tür ließ ihn zusammenfahren.

"Herein," sagte er leise, und Albrecht trat ein, noch immer den erdigen Geruch der Baustelle an seinen Gewändern. Seine magere Gestalt wirkte erschöpft, aber seine Augen glänzten vor Entschlossenheit.

"Es ist vollbracht, Bruder Bonaventura. Die Dokumente sind versteckt."

Bonaventura nickte langsam. "Gut. Keiner hat dich gesehen?"

"Niemand. Die Baustelle war verlassen, wie du es vorhergesagt hattest."

"Und die anderen Verstecke? In den vorgesehenen Reliquienschreinen?"

"Auch dort ist alles nach unseren Plänen erfolgt." Albrecht zögerte einen Moment. "Bonaventura... als ich das Buch in die Kiste legte, öffnete es sich. Ich sah die Illustration – die beiden Frauen, die sich durch den Spiegel anblicken. Es war, als würde die Prophezeiung vor meinen Augen lebendig werden."

Bonaventura sah ihn lange an, dann deutete er auf einen Hocker neben sich. "Setz dich, mein Freund. Was ich dir jetzt sage, darf niemals diese Wände verlassen."

Albrecht setzte sich, seine Hände noch immer schmutzig von der nächtlichen Arbeit.

"Die letzten Monate haben uns gezeigt, was der Zeiteinspiegel vermag," begann Bonaventura, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern. "Wir haben erlebt, wie sich die Zeiten spiegeln, wie Seelen die Jahrhunderte überbrücken und Wahrheiten ans Licht bringen, die verborgen bleiben sollten. Wir haben gesehen, wie sich die Prophezeiung erfüllt – die Spiegelseelen sind gekommen, haben gewirkt, und wir haben verhindert, was wir verhindern konnten."

Er stand auf und ging zu einem kleinen Tisch, auf dem eine Schriftrulle lag. "Wir taten alles, was in unserer Macht stand, um die Wirkung des Zeiteinspiegels in unserer Zeit zu brechen. Doch der Kampf ist nicht vorbei."

Albrecht runzelte die Stirn. "Aber wie kann etwas aus einer anderen Zeit stammen? Das widerspricht allem, was wir wissen."

"Ist es das?" Bonaventura blickte zum Fenster hinaus, wo in der Ferne die Umrisse der Dombaustelle gegen den Nachthimmel standen. "Für Gott ist die Zeit wie ein offenes Buch, in dem er vor- und zurückblättern kann. Und was Gott tun kann, kann sein Widersacher nachahmen."

Bonaventura wandte sich zu Albrecht um, seine Augen hart vor Entschlossenheit.

"Nun müssen wir dafür sorgen, dass auch in der fernen Zukunft alles getan wird, um sie daran zu hindern weiter zu wirken. Der Zeiteinspiegel wird erneut zuschlagen – nicht in unserer Zeit, sondern in einer Zukunft, die wir uns kaum vorstellen können. Wenn die Spiegelseelen in der Zukunft erwachen, müssen unsere Nachfolger bereit sein."

"Was werden wir noch tun?"

Ein dünnes Lächeln huschte über Bonaventuras Gesicht. "Wir haben heute den Grundstein für mehr als nur einen Dom gelegt. Die 'Custodes Veritatis' werden wachsen, werden über die Jahrhunderte hinweg die Wahrheit bewahren. Und wenn die Zeit kommt, werden wir bereit sein."

Er trat ans Fenster und blickte zur Dombaustelle hinüber. "Dieser Bau wird unser Werkzeug sein. Unsere Botschaft an die Zukunft. Unsere Trutzburg gegen die kommende Dunkelheit."

"Und wenn nichts geschieht?" fragte Albrecht leise.

Bonaventura wandte sich nicht um. "Es wird geschehen. Ich habe es gesehen, so klar wie ich dich jetzt sehe. Und wenn es geschieht, wird unsere Bruderschaft bereit sein, um alles zu tun, was nötig ist."

In der Ferne schlug eine Kirchenglocke Mitternacht, zwölf dumpfe Schläge, die in der Nacht wiederhallten. Der Tag der Grundsteinlegung war angebrochen. Ein neues Kapitel in der Geschichte der Stadt – und der Beginn eines Kampfes, der Jahrhunderte überdauern würde.

"Geh jetzt," sagte Bonaventura leise. "Morgen beginnt unser wahres Werk."

Als Albrecht gegangen war, kniete Bonaventura wieder vor dem Kreuz nieder. Diesmal betete er nicht um Führung oder Erleuchtung. Er betete um Stärke. Stärke für den Kampf, der kommen würde, und für jene, die ihn fortführen würden, wenn sein eigenes Fleisch längst zu Staub zerfallen war.

Er betete für den Triumph des Glaubens über die Vernunft. Des Lichts über die Dunkelheit. Der ewigen Wahrheit über die flüchtige Weisheit der Menschen.

Und während er betete, entstanden durch das Mondlicht blasse Streifen auf den Boden seiner Kammer, nicht unähnlich jenen, die durch die hölzernen Gerüste der entstehenden Kathedrale fielen – wie bleiche Pfade,

die von der Vergangenheit in die Zukunft reichten, verbunden durch die steinernen Zeugen einer Zeit, die erst noch kommen sollte.

Johanna

MÄRZ 2025

Die Märznacht hatte ihre klammen Finger in Johannas Schlaf gekrallt. Mit einem erstickten Keuchen fuhr sie hoch, die Augen weit aufgerissen, während Schweiß ihren Rücken hinablief. Für einige verwirrende Sekunden wusste sie nicht, wo sie war. Unter ihren Fingern spürte sie weiches Baumwollleinen statt der rauen Strohmattatze, auf der sie eben noch zu liegen geglaubt hatte. Im sanften Schein ihrer Nachttischlampe erkannte sie die vertrauten Konturen ihres Zimmers: Den Schreibtisch voller Bücher, die halboffene Schranktür, das Poster eines nordindischen Urwalds, das sie seit Monaten mit sehnsüchtigen Blicken bedachte.

Ein Traum. Nur ein Traum. Johanna atmete tief durch und versuchte, ihren rasenden Herzschlag zu beruhigen. Immer häufiger suchten sie diese Träume heim. So lebhaft, dass sie den modrigen Geruch verfallender Abfälle auf mittelalterlichen Gassen riechen konnte, das Kratzen der groben Wollkleider auf ihrer Haut spürte und das Läuten der Kirchenglocken hörte, als stünde sie direkt unter ihnen.

Als sie sich die schweißnassen Haare aus dem Gesicht strich, zuckte sie zusammen. Ein dumpfer Schmerz pochte an ihrem rechten Unterarm. Im Licht der Nachttischlampe entdeckte sie einen blauen Fleck – genau an der Stelle, an der der Mönch aus ihrem Traum sie grob gepackt hatte, um sie am Betreten des Doms zu hindern.

„Das kann nicht sein“, flüsterte sie und rieb über die Stelle. Der Schmerz war real. Genauso real wie das mulmige Gefühl, das sich in ihrer Magengrube ausbreitete.

Mit einem Blick auf den Wecker – 3:47 Uhr – ließ sie sich zurück in die Kissen sinken. In weniger als vier Stunden würde der Wecker klingeln. Ein weiterer Tag voller Abiturvorbereitungen wartete auf sie. Ein weiterer Tag, an dem sie versuchen würde, die Angst vor der bevorstehenden Lateinprüfung zu verdrängen, die wie ein Damoklesschwert über ihrem sonst recht makellosen Abschluss hing.

Johanna starrte zur Decke, während ihr Atem langsam ruhiger wurde und lauschte auf die vertrauten Geräusche des schlafenden Hauses. Das leise Schnarchen ihres Vaters aus dem Elternschlafzimmer. Das gelegentliche Klicken der Heizung. Die ferne Sirene eines Krankenwagens.

Köln, 2025. Nicht Köln, 1248. Sie war hier zuhause, nicht dort. Was auch immer diese Träume zu bedeuten hatten, sie hatten nichts mit der Realität zu tun.

Trotzdem rieb sie noch einmal über den blauen Fleck an ihrem Arm, bevor sie die Augen schloss und in einen unruhigen Schlaf zurücksank.

Der Duft von frisch gebrühtem Kaffee und getoastetem Brot weckte Johanna aus ihrem flachen Schlummer. Sie blinzelte gegen das

Morgenlicht, das durch die halb geöffneten Vorhänge ihres Zimmers fiel, und unterdrückte ein Stöhnen. Drei Stunden Schlaf – wenn überhaupt – waren definitiv zu wenig für einen Tag, der mit Vokabelpauken beginnen und mit einem Besuch bei ihrer besten Freundin Lulaw enden sollte.

Mit einem Ruck setzte sie sich auf und begutachtete ihren Arm. Der blaue Fleck war noch da, dunkler sogar als in der Nacht. Ein kreisförmiger Abdruck, als hätte jemand mit erstaunlicher Kraft zugepackt.

„Johanna! Frühstück ist fertig!“ Die Stimme ihrer Mutter drang durch die geschlossene Tür, gefolgt von einem rhythmischen Klopfen.

„Bin schon wach“, rief Johanna zurück, während sie hastig einen Pullover mit langen Ärmeln aus dem Schrank zog. Das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, waren die besorgten Fragen ihrer Mutter zu dem blauen Fleck – und die unvermeidlich folgende Tirade über die heilende Wirkung von Arnika-Salbe oder, schlimmer noch, von Kristallen, die das „negative Energiefeld“ ausgleichen würden.

Als sie fünf Minuten später die Küche betrat, fand sie ihre Familie bereits beim Frühstück.

Ihr Vater, wie üblich an seinem Pad hinter der digitalen Ausgabe der Tageszeitung verschanzt, murmelte ein undeutliches „Morgen“.

Ihre Mutter, Silvia Berger, stand am Herd und wendete ein Omelett, umgeben von einer Wolke aus ätherischen Ölen – Lavendel zur Beruhigung, vermutete Johanna, mit einem Hauch von Zitrone für „mentale Klarheit“. Ihr jüngerer Bruder Max saß am Küchentisch, den Kopf über sein Smartphone gebeugt, und löffelte mechanisch Müsli in sich hinein.

„Guten Morgen, Sonnenschein!“ Silvia wirbelte herum, das Gesicht strahlend unter einem Knoten aus wilden rotbraunen Locken, die Johanna von ihr geerbt hatte. „Ich habe dir ein Omelett mit frischen Kräutern aus dem Garten gemacht. Ganz ohne Eier, nur mit Tofu, genau

wie du es magst. Die Kombination aus Thymian und Oregano ist perfekt, um dein Gedächtnis für die Prüfungen zu stärken."

Johanna unterdrückte ein Augenrollen und schenkte sich Kaffee ein. „Danke, aber ich nehme nur Toast. Heb es mir auf und ich esse es dann später, wenn ich wieder zu Hause bin.“ Sie deutete dabei auf die Broteisbeiben, die frisch aus dem Toaster kamen.

Ihre Mutter seufzte theatralisch. „Du weißt, dass du mehr Protein brauchst, Johanna. Besonders jetzt, wo dein Körper unter so viel Stress steht. Diese Prüfungen zehren an deiner Lebensenergie.“ Mein Proteinhaushalt ist völlig in Ordnung, Mama“, entgegnete Johanna mit dem gewohnten Ton nüchterner Sachlichkeit, während sie Avocado auf ihren Toast schmierte. „Ich bin seit drei Jahren Vegetarierin und sterbe nicht an Mangelerscheinungen.“

„Wahrscheinlich leidet sie nur an chronischer Besserwisserei“, murmelte Max, ohne von seinem Smartphone aufzublicken. „Ist das auch ein Mangel, den man mit Tofu behandeln kann?“

Johanna warf ein Stück Toast nach ihm, das er mit einer lässigen Bewegung abfang und prompt in den Mund steckte.

„Kinder, bitte!“ Silvia stellte das Omelett auf den Tisch. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Max, erinnerst du dich noch an die Geschichte mit der Kellerwand? Als Johanna sieben war?“

Max gluckste. „Wie könnte ich das vergessen? Schon wieder mit dem Kopf durch die Wand, Dickkopf?“

Ihr Vater ließ das Pad sinken und ein seltenes Schmunzeln erhellte sein Gesicht. „Als ich diesen neuen Raum im Keller fertiggestellt hatte, mit der provisorischen Gipskartonwand...“

„...und Max mich versehentlich eingesperrt hat“, ergänzte Johanna, halb verärgert, halb amüsiert über die alte Familienaneddote. „Die Tür klemmte, und statt zu warten oder zu rufen...“

„...hat sie einen Hammer genommen und einfach ein Loch in die nagelneue Wand geschlagen!“, vollendete ihre Mutter den Satz mit einer Mischung aus Kopfschütteln und mütterlichem Stolz. „Sieben Jahre alt und schon so entschlossen.“

„Ich bin, die ich bin“, zitierte Johanna ihren alten Standardspruch mit einem Achselzucken, der Satz, mit dem sie schon als Kind ihre unbequemen Entscheidungen verteidigt hatte.

„Und das ist auch gut so“, sagte ihr Vater unerwartet sanft. „Manchmal braucht man jemanden, der durch Wände geht, wenn Türen verschlossen sind.“

Das warme Gefühl der Familienverbundenheit wurde jedoch von einer plötzlichen Erinnerung überschattet. Johanna dachte an jenen anderen Tag, als sie sieben war – nicht an die Wand-Episode, sondern an den Besuch in der alten Eifelkirche mit ihrer Mutter. Der Geruch von brennendem Wachs und die flackernden Kerzen vor dem Altar hatten sie damals in eine unerklärliche Panik versetzt. Während andere Kinder fasziniert auf die tanzenden Flammen starrten, hatte sie nur das überwältigende Bedürfnis verspürt zu fliehen – als würde die Luft selbst brennen.

„Erinnerst du dich an die Kirche in Monschau?“, fragte sie impulsiv ihre Mutter. „Als ich klein war und solche Angst vor den Kerzen hatte?“

Silvia sah sie überrascht an. „Natürlich erinnere ich mich. Du warst damals völlig verstört.“ Sie legte den Kopf schief. „Warum fragst du?“

„Nur so“, murmelte Johanna und schob den Gedanken beiseite. „Merkwürdig, woran man sich manchmal erinnert.“

„Apropos verschlossene Türen – wie laufen die Vorbereitungen? Dr. Kellermann lässt sich nicht so leicht beeindrucken, das weißt du.“

Johanna spürte, wie sich ihr Magen verkrampfte. Dr. Kellermann, ihre Lateinlehrerin, galt als unnachgiebig und hatte Johanna immer als bestenfalls mittelmäßige Schülerin eingestuft. Die mündliche Abiturprüfung in drei Wochen würde über ihre gesamte Zukunft entscheiden. Nach einem Fünf-Punkt-Desaster in der schriftlichen Prüfung – gerade noch bestanden – hing alles von dieser letzten Hürde ab.

„Es läuft“, antwortete sie knapp und biss in ihren Toast.

Ihr Vater nickte kurz, sein Blick bereits wieder auf die elektronische Zeitung gerichtet. „Gut. Vergiss nicht, was auf dem Spiel steht.“

Als ob sie das könnte. Johanna dachte an das Reiseziel-Poster an ihrer Wand. Indien. Das Abschlussgeschenk ihrer Eltern, wenn sie das Abitur bestand. Wenn nicht... Sie wollte gar nicht daran denken.

„Pedro hat mir heute Nacht gesagt, dass du bestehen wirst“, verkündete ihre Mutter plötzlich mit einem verschwörerischen Lächeln.

„Pedro?“, fragte Johanna verwirrt.

„Mein Krafttier“, erwiderte Silvia, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt. „Er kam zu mir in Form eines Jaguars mit lilafarbenen Augen. Ein sehr starkes Zeichen, Johanna. Es bedeutet, dass du auf dem richtigen Weg bist, selbst wenn du es noch nicht erkennst.“

Max schnaubte in seine Müslischüssel, während ihr Vater mit einem resignierten Seufzen das Tablet höher hob, als könnte sie ihn vor dem Gespräch schützen.

Johanna nahm einen großen Schluck Kaffee. Acht Jahre. Acht Jahre waren vergangen, seit ihre Mutter nach einer schweren Lungenentzündung und einer existenziellen Krise ihren sicheren Job als Apothekerin aufgegeben hatte, um sich voll und ganz der alternativen Heilkunst zu widmen.

Acht Jahre voller Kräutertees gegen jeden erdenklichen Zustand, duftende Räucherstäbchen in jedem Zimmer und nächtlicher Berichte über Begegnungen mit Krafttieren, Naturgeistern und anderen Wesenheiten, die angeblich Silvia Bergers „drittes Auge“ geöffnet hatten.

Johanna liebte ihre Mutter – daran bestand kein Zweifel. Aber manchmal, wie in diesem Moment, wünschte sie sich die pragmatische Apothekerin zurück, die Kopfschmerzen mit Aspirin und nicht mit Bergkristallen behandelt hatte.

„Ich muss los“, sagte Johanna und erhob sich vom Tisch. „Ich treffe mich mit Lulaw in der Unibibliothek.“

„Oh, die liebe Lulaw.“ Silvias Gesicht hellte sich auf. „Ein wundervolles Mädchen mit einer alten Seele. Ich habe eine neue Teemischung für sie zusammengestellt – gegen Prüfungsstress und für geistige Klarheit. Salbei, Rosmarin und einen Hauch Lavendel.“

„Mama, Lulaw trinkt keinen Kräutertee“, erinnerte Johanna sie geduldig. „Sie trinkt nur schwarzen Kaffee, literweise, seit sie mit neun Jahren versehentlich in den Kaffeefilter ihres Vaters gebissen hat.“

„Dann nimm ihn wenigstens für dich mit“, beharrte Silvia und drückte Johanna ein kleines Leinensäckchen in die Hand.

„Ja, wenn du schon in der spirituellen Wüste verdurstest, solltest du wenigstens gut riechen“, kommentierte Max und erntete dafür einen strafenden Blick seiner Mutter.

„Danke, Mama.“ Johanna steckte das Säckchen in ihre Tasche, wo es sich zu den anderen unberührten Teemischungen, Kristallen und Amuletten gesellen würde, die sich im Laufe der Jahre angesammelt hatten. Ein kleiner Friedhof der alternativmedizinischen Bemühungen ihrer Mutter.

Als sie die Küche verließ, rief ihr Vater ihr nach: „Vergiss nicht, dass wir heute Abend deine Tante zum Essen erwarten. Sei pünktlich zurück!“

Johanna winkte bestätigend, ohne sich umzudrehen. Die monatlichen Abendessen mit Tante Claudia – der anerkannten Chirurgin und einzigen Verbündeten in ihrem Kampf um Rationalität – waren neben dem Urlaub, die wenigen Familienveranstaltungen, auf die sie sich tatsächlich freute.

Mit ihrer Tasche über der Schulter und dem Gedanken an stundenlange Lateinrepetitionen trat Johanna aus dem Haus in den kühlen Märzorgen hinaus. Der Himmel über Köln hing tief und grau, und der Dom ragte in der Ferne wie ein steinerner Riese aus dem Morgennebel. Ihr Blick blieb an seinen Türmen hängen, und für einen Moment meinte sie, das Echo der Kirchenglocken aus ihrem Traum zu hören.

Der Dom. In ihren Träumen war er anders. Nicht der vollendete, in den Himmel ragende majestätische Bau, den Touristen aus aller Welt bestaunten, sondern ein gerade angefangenes Skelett aus Grundmauern und Holzgerüsten. Ein Versprechen an die Zukunft, das erst Jahrhunderte später eingelöst werden würde.

Johanna schüttelte den Gedanken ab und zog ihren Mantel enger um sich. Sie musste sich auf das Hier und Jetzt konzentrieren. Auf Latein. Auf ihr Abitur. Auf die Realität.

Nicht auf seltsame Träume von einer Zeit, die längst vergangen war.

Die Universitätsbibliothek war um diese Uhrzeit noch angenehm leer. Nur vereinzelt saßen Studenten an den Holztischen, vertieft in ihre Bücher oder leise in ihre Laptops tippend. Johanna atmete den vertrauten Geruch von altem Papier, Holzpolitur und Kaffee ein und spürte, wie etwas von der Anspannung des Morgens von ihr abfiel.

Bücher waren verlässlich. Fakten waren verlässlich. Hier, inmitten von Wissen, das über Jahrhunderte angehäuft worden war, konnte sie ihre Gedanken ordnen und den seltsamen Träumen entkommen, die sie verfolgten.

Lulaw Al-Barani saß bereits an ihrem üblichen Tisch im hinteren Teil der Bibliothek, umgeben von einem Festungswall aus aufgeschlagenen Büchern und leeren Kaffeebechern. Ihre dunklen Locken waren zu einem chaotischen Knoten auf ihrem Kopf gebunden, und sie kaute auf einem Bleistift, während sie konzentriert auf den leuchtenden Bildschirm ihres Laptops starrte.

„Drei Kaffee und erst 9 Uhr?“, begrüßte Johanna sie und stellte ihre Tasche ab. „Ich bin beeindruckt. Selbst für deine Verhältnisse ist das ein neuer Rekord.“

Lulaw blickte auf, ihre braunen Augen glänzten trotz der dunklen Ringe darunter. „Ha! Der dritte ist erst zur Hälfte leer. Ich bin völlig im Zeitplan.“ Sie schob eines der Bücher zur Seite, um Platz für Johanna zu machen. „Aber ich habe die ganze Nacht an meiner Bachelorarbeit gearbeitet. Die Übersetzungen der aristotelischen Schriften durch arabische Gelehrte sind faszinierend, Jo. Wusstest du, dass die meisten Werke von Aristoteles dem christlichen Europa erst durch arabische Übersetzungen zugänglich wurden? Zweihundert Jahre, bevor Thomas von Aquin sie für seine Philosophie nutzte, hatten arabische Gelehrte sie bereits studiert, übersetzt und kommentiert.“

Johanna lächelte. Lulaws Begeisterung für interkulturelle Wissenstransfers war ansteckend, selbst an einem Morgen wie diesem. Mit 21 Jahren war Lulaw bereits am Ende des Bachelorstudiums für Geschichte und Religionswissenschaften – ein Phänomen, wie ihre Professoren sie nannten.

Fast zehn Jahre war es her, dass Johannes Mutter die damals zwölfjährige Lulaw als Flüchtlingskind betreut hatte. Johanna erinnerte sich noch vage an das schüchterne Mädchen, das nur etwas Deutsch sprach, und immer verstummte, wenn Fremde ins Zimmer kamen.

Vor zwei Jahren waren sie sich dann zufällig bei einer Vortragsreihe über mittelalterliche Philosophie an der Universität wieder begegnet, zu der sich Johanna als Schülerin im Studium Generale angemeldet hatte. Aus der überraschenden Wiedererkennung und einem spontanen Gespräch über Thomas von Aquin war eine tiefe Freundschaft entstanden – eine Verbindung, die durch ihre gemeinsame Vergangenheit und ihre geteilte Leidenschaft für Geschichte noch intensiver geworden war.

„Deswegen bin ich hier“, sagte Johanna und zog ihren Lateinordner aus der Tasche. „Ich brauche deine Hilfe mit diesen verfluchten Vokabeln und Übersetzungen. Die Kellermann wird mich bei der mündlichen Prüfung in Stücke reißen wenn ich mich nicht endlich zusammenreiße. Nur noch drei Wochen – und ich habe das Gefühl, nichts sitzt.“

Lulaw legte ihren Bleistift beiseite und schloss ihren Laptop. „Du übertreibst. Dr. Kellermann ist streng, aber fair. Außerdem hast du die schriftliche Prüfung bestanden, oder?“

„Mit fünf Punkten“, stöhnte Johanna. „Das war knapp genug, um meine Eltern an den Rand eines Nervenzusammenbruchs zu bringen. Mein Vater hat seitdem nicht aufgehört, mich subtil daran zu erinnern, dass die Indien-Reise nur bei bestandenem Abitur stattfindet.“

„Du wirst bestehen“, sagte Lulaw mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete. „Dein Schnitt in den anderen Fächern ist doch ganz gut. Selbst wenn du in Latein nur das Minimum schaffst, wird dein Gesamtergebnis gut sein.“

Johanna seufzte: "Du weißt schon, dass das ganze Abi futsch ist, wenn man in einem Fach durchfällt?" Sie öffnete ihren Ordner. „Lass uns anfangen, bevor ich es mir anders überlege und stattdessen Barista werde.“

Die nächsten zwei Stunden verbrachten sie mit Deklinationen, Konjugationen und Übersetzungsübungen. Lulaw war eine geduldige Lehrerin, und langsam fühlte Johanna, wie einige der Konzepte, mit denen sie seit Monaten kämpfte, endlich ein wenig Sinn ergaben.

„Siehst du?“, sagte Lulaw, als Johanna einen komplexen Satz aus Ciceros „De amicitia“ korrekt übersetzt hatte. „Du kannst das. Du musst nur aufhören, Latein zu hassen, und anfangen, es als Schlüssel zu verstehen. Eine Brücke zu Denkern, die seit Jahrhunderten tot sind, aber deren Ideen noch immer lebendig sind.“

Johanna lehnte sich zurück und streckte ihre steifen Schultern. „Du solltest Lateinlehrerin werden, nicht Historikerin. Dr. Kellermann könnte ein paar deiner pädagogischen Fähigkeiten gebrauchen.“

„Ich überlasse das Unterrichten den Masochisten“, lachte Lulaw. „Apropos Masochismus – wie entwickelt sich die Sache mit deiner Facharbeit? Irgendwelche Neuigkeiten von der Uni?“

Die Erwähnung ihrer Facharbeit ließ ein bekanntes Kribbeln von Stolz und Bitterkeit in Johanna aufsteigen.

Ihre bereits fertiggestellte Arbeit über Thomas von Aquin und die Entwicklung seiner dialektischen Methode hatte Ende des vergangenen Jahres etwas Aufmerksamkeit erregt. Die Gutachter hatten ihre These als „bemerkenswert originell und fundiert“ bezeichnet – dass Thomas durch eine prägende Erfahrung in Köln erkannt hatte, dass Kritik die eigentliche Essenz des Verstandes sei.

Sie hatten die Arbeit beim Landeswettbewerb eingereicht und nach dem Gewinn eines Preises war sogar die lokale Presse aufmerksam

geworden und hatte einen Artikel über die "junge Philosophin aus Köln" veröffentlicht.

„Die philosophische Fakultät hat tatsächlich angefragt, ob sie die Arbeit in ihrer hausinternen Zeitschrift veröffentlichen dürfen“, antwortete Johanna. „Anscheinend haben sie den Zeitungsartikel gelesen und waren interessiert. Aber ich habe noch nicht zugesagt.“

Lulaw runzelte die Stirn. „Warum nicht? Das ist eine große Ehre für eine Abiturientin.“

Johanna spielte mit ihrem Bleistift, drehte ihn zwischen den Fingern. „Ich weiß nicht. Seit der Sache mit Benkmüller bin ich vorsichtig geworden.“

Herr Benkmüller, ihr ehemaliger Philosophielehrer und Mentor, hatte vor zwei Jahren zentrale Ideen aus einem frühen Entwurf ihrer Arbeit für einen eigenen Artikel verwendet, ohne sie zu zitieren. Als sie ihn damit konfrontierte, hatte er alles abgestritten und behauptet, die Ideen seien unabhängig entstanden. Sie hatte keine Beweise, nur ihr Wort gegen seines – das eines renommierten Lehrers gegen das einer damals 16-jährigen Schülerin. Die Schulleitung hatte den Fall unter den Teppich gekehrt, und Benkmüller unterrichtete noch immer am Gymnasium, während Johanna seit Jahren versuchte, ihm aus dem Weg zu gehen.

Lulaw legte ihre Hand auf Johannas Arm – zufällig genau auf den blauen Fleck, was Johanna zusammenzucken ließ.

„Was ist los?“, fragte Lulaw besorgt.

„Nichts“, sagte Johanna schnell. „Nur ein blauer Fleck.“

„Ein blauer Fleck in perfekter Handform?“, fragte Lulaw skeptisch und schob Johannas Ärmel hoch, um die Stelle genauer zu betrachten. „Das sieht aus, als hätte dich jemand ziemlich fest gepackt. Hat Max wieder seine Ninja-Fertigkeiten an dir ausprobiert?“

Johanna zog ihren Arm zurück und schob den Ärmel wieder herunter. „Nein, ich weiß nicht genau, woher er kommt. Vielleicht habe ich mich im Schlaf gestoßen.“

Lulaw sah sie durchdringend an, jene besondere Art des Blicks, mit der sie durch alle Ausflüchte zu sehen schien. „Du hast wieder diese Träume, nicht wahr? Die vom mittelalterlichen Köln.“

Johanna schwieg einen Moment. Lulaw war die Einzige, der sie von diesen Träumen erzählt hatte. Anfangs nur beiläufig – seltsame Träume, die jeder mal hat. Aber als sie immer häufiger und lebhafter wurden, hatte sie ihrer Freundin mehr Details anvertraut.

„Sie werden intensiver“, gab sie schließlich zu. „Letzte Nacht, es fühlte sich alles so real an. Ich war in Köln, aber es war nicht unser Köln. Vom Dom standen gerade mal ein paar Steine und eine tiefe Grube, die Straßen waren eng und dunkel, und der Geruch... mein Gott, der Geruch.“ Sie schüttelte sich leicht. „Im Traum hat ein Mönch mich an genau dieser Stelle gepackt, um mich davon abzuhalten, die Kathedrale zu betreten.“

„Und du bist mit diesem blauen Fleck aufgewacht“, stellte Lulaw fest, ihre Stimme ruhig, aber mit einem Unterton, den Johanna nicht ganz deuten konnte.

„Ja“, bestätigte Johanna und fühlte sich plötzlich albern.

„Aber das ist sicher nur Zufall. Vielleicht habe ich mich im Schlaf selbst gekniffen oder so.“

Lulaw schien einen Moment zu überlegen, bevor sie ihre Tasche öffnete und ein dickes, in Leder gebundenes Buch herausholte. „Ich wollte dir das eigentlich erst später zeigen, aber vielleicht ist jetzt der richtige Moment.“ Sie schlug das Buch auf und blätterte durch die Seiten, bis sie fand, wonach sie suchte. „Hier.“

Johanna beugte sich vor und betrachtete die Abbildung, auf die Lulaw deutete. Es war eine mittelalterliche Illustration, die ein seltsames Symbol zeigte: ein einfaches Kreuz mit vier Rädern in den Achsen.

„Was ist das?“, fragte Johanna, während ein vages Gefühl des Wiedererkennens in ihr aufstieg.

„Ein Symbol, das in verschiedenen mittelalterlichen Texten auftaucht, besonders in solchen, die mit dem Bau des Kölner Doms in Verbindung stehen“, erklärte Lulaw. „Es wird manchmal als 'Spiegel der Zeit' oder 'Zeitenspiegel' bezeichnet, was etwas sonderbar ist, da es ja auf den ersten Blick nicht einem Spiegel ähnelt. In einigen obskuren Texten wird es mit einer Legende verbunden – über Seelen, die über Jahrhunderte hinweg miteinander verbunden sind.“

Johanna starrte auf das Symbol, und ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Sie hatte dieses Zeichen schon gesehen. Nicht in einem Buch oder in einer Vorlesung, sondern...

„In meinen Träumen“, flüsterte sie. „Ich habe dieses Symbol in meinen Träumen gesehen. Eingemeißelt in einen Stein an der Wand des Doms.“

Lulaws Augen weiteten sich. „Du hast mir nie erzählt, dass in deinen Träumen Symbole vorkommen.“

„Weil ich es selbst vergessen hatte, bis ich es jetzt sehe“, erwiderte Johanna.

Sie versuchte, rational zu bleiben, suchte intensiv nach einer logischen Erklärung. „Aber das bedeutet nichts. Ich habe dieses Symbol wahrscheinlich irgendwann gesehen und mein Unterbewusstsein hat es in meine Träume eingebaut.“

„Vielleicht“, sagte Lulaw langsam. „Oder vielleicht solltest du einmal offen sein für die Möglichkeit, dass diese Träume doch mehr sind als nur Träume.“

Johanna schnaubte. „Nicht du auch noch. Ich bekomme genug esoterischen Unsinn von meiner Mutter. Was kommt als Nächstes? Eine Séance in der Universitätsbibliothek?“

„Ich spreche nicht von Esoterik“, entgegnete Lulaw ruhig. „Ich spreche von historischen Überlieferungen, von Legenden, die oft einen wahren Kern haben. Von unerklärlichen Phänomenen, die durch die Geschichte dokumentiert wurden.“

„Von Zeitreisen und Körpertausch über Jahrhunderte hinweg?“, fragte Johanna sarkastisch.

„Von Dingen, die wir mit unserem begrenzten Verständnis noch nicht erklären können“, präzisierte Lulaw. „Als Historikerin weiß ich, dass die Geschichte voller Rätsel ist, die wir noch nicht gelöst haben. Und der Kölner Dom... er hat seine eigenen Geheimnisse.“

Johanna schüttelte den Kopf. „Du verbringst zu viel Zeit in staubigen Archiven. Das färbt ab.“

„Und du klammerst dich so verzweifelt an deine rationale Weltanschauung, dass du blind wirst für die Möglichkeit, dass es Dinge gibt, die jenseits unserer aktuellen Erkenntnisfähigkeit liegen“, konterte Lulaw. „War es nicht Aristoteles selbst, der sagte: 'Der Anfang aller Wissenschaft ist das Staunen'?“

Bevor Johanna antworten konnte, vibrierte ihr Smartphone. Eine Nachricht von ihrer Mutter: *Vergiss nicht, Salbeetea für deine Stimme mitzubringen. Tante C. freut sich auf deine Präsentation!*

Sie hatte völlig verdrängt, dass sie heute am frühen Abend ihrer Tante die Ergebnisse ihrer Facharbeit präsentieren sollte. Claudia, die Ärztin in der Familie, hatte sich tatsächlich für ihre Forschungen interessiert, im Gegensatz zu ihren Eltern, die zwar stolz auf den Preis waren, aber nie wirklich verstanden hatten, worum es in ihrer Arbeit eigentlich ging.

„Ich muss los“, sagte sie zu Lulaw und begann, ihre Bücher einzupacken. „Familienessen mit meiner Tante heute Abend.“

Lulaw nickte und schloss das Buch mit dem Symbol. „Nimm es mit“, sagte sie und schob das Buch zu Johanna. „Lies das Kapitel über den 'Zeitenspiegel'. Du wirst überrascht sein, wie viele Parallelen es zu deinen Träumen gibt.“

Johanna zögerte. Ein Teil von ihr wollte das Buch ablehnen, sich gegen die Vorstellung wehren, dass ihre Träume mehr sein könnten als neurochemische Zufallsprodukte ihres übermüdeten Gehirns. Aber ein anderer Teil – jener, der jeden Morgen mit dem Gefühl aufwachte, als hätte er tatsächlich eine andere Zeit besucht – war neugierig.

„Danke“, sagte sie schließlich und steckte das Buch in ihre Tasche. „Aber erwarte nicht, dass ich morgen mit Geschichten von Zeitreisen zurückkomme.“

Lulaw lächelte nur geheimnisvoll. „Übrigens, es gibt eine Führung durch den Dom heute Nacht. Eine spezielle für Geschichtsstudenten – ich habe zwei Tickets. Wir könnten nach deinem Familienessen hingehen und nachsehen, ob wir dein Symbol finden.“

„Eine Domführung mitten in der Nacht?“, fragte Johanna skeptisch.

„Um 22 Uhr. Es ist eine besondere Veranstaltung über die Fundamente im Dom. Der Führer ist Dr. Albrecht – einer der besten Kenner des Doms überhaupt. Er hat wohl früher in einem Franziskanerkloster in Düsseldorf gelebt und schon mehrere beachtete Arbeiten über die Fundamentstrukturen des Doms publiziert. Ein wandelndes Lexikon zur Domgeschichte, wie man hört.“

Johanna wollte ablehnen. Wollte sagen, dass sie früh schlafen und endlich eine Nacht ohne diese seltsamen Träume verbringen wollte. Aber die Neugier war stärker.

„In Ordnung“, sagte sie. „Aber nur, weil ich dir beweisen will, dass es für alles eine rationale Erklärung gibt.“

Lulaw grinste. „Natürlich. Aus rein wissenschaftlichem Interesse.“

Der Rest des Nachmittags verging wie im Flug. Nach dem Lernen mit Lulaw hatte Johanna noch einen kurzen Abstecher in die Buchhandlung gemacht, wo sie nach einem Geburtstagsgeschenk für Max suchte. Mit sechzehn war er in einer Phase, in der er sich für Computerspiele, obskure Science-Fiction-Romane und eine Onlineschatzsuche namens Geocaching interessierte – alles Gebiete, in denen Johanna sich nicht besonders gut auskannte.

Als sie schließlich nach Hause kam, war das Haus bereits erfüllt vom Duft frischer Kräuter und gebackenem Brot. Ihre Mutter beherrschte zumindest eine nicht-esoterische Fähigkeit meisterhaft: Sie kochte wie eine Göttin. Das war vielleicht der einzige positive Nebeneffekt ihrer Wandlung zur Naturheilkundlerin – ihre Kenntnisse über Kräuter hatten ihre ohnehin schon beeindruckenden kulinarischen Fähigkeiten nur noch verbessert.

„Da bist du ja endlich!“, begrüßte Silvia sie, während sie eine dampfende Schüssel mit duftenden Pilzen vom Herd nahm. „Claudia kommt in einer halben Stunde. Könntest du den Tisch decken? Max ist noch nicht zurück vom Fußballtraining, und dein Vater telefoniert mit einem Patienten.“

Johanna nickte und begann, Teller aus dem Schrank zu nehmen. „Riecht fantastisch. Was gibt es?“

„Ich habe dein Lieblingsrisotto gemacht – mit Steinpilzen und Trüffeln. Alles biologisch und nachhaltig, natürlich.“ Silvia warf ihrer Tochter einen

liebvollen Blick zu. „Claudia freut sich sehr auf deinen Vortrag. Sie ist doch so stolz auf dich.“

Johanna spürte, wie ein warmes Gefühl sie durchströmte. Tante Claudia, die jüngere Schwester ihrer Mutter, war immer ihre größte Unterstützerin gewesen. Eine Neurochirurgin an der Klinik, die ihre wissenschaftliche Neugier gefördert hatte, als alle anderen sie für ein seltsames Kind mit zu vielen Fragen hielten.

„Ich weiß“, sagte sie leise. „Ich bin auch froh, dass sie kommt.“

Silvia legte den Kochlöffel beiseite und kam zu ihrer Tochter herüber. Mit sanfter Bestimmtheit drehte sie Johanna zu sich und strich ihr eine Locke aus dem Gesicht. „Sie ist nicht die Einzige, die stolz auf dich ist, weißt du. Dein Vater und ich – wir sind es auch. Sehr sogar.“

Johanna schluckte. Solche Momente mit ihrer Mutter waren selten geworden. Momente ohne spirituelles Geschwätz, ohne Auren, Kraftwesen und Energiefelder. Momente, in denen sie einfach Mutter und Tochter waren.

„Ich weiß“, sagte sie nochmals, diesmal mit mehr Überzeugung.

„Gut.“ Silvia lächelte und trat zurück. „Und jetzt erzähl mir von deinem Tag. Wie geht es Lulaw? Hat sie den Tee angenommen?“

Der Zauber des Moments verflog, und Johanna unterdrückte ein Seufzen. „Lulaw geht es gut. Sie arbeitet an ihrer Bachelorarbeit. Und nein, sie hat den Tee nicht angenommen, weil ich ihn ihr nicht angeboten habe.“

Silvia schüttelte milde tadelnd den Kopf. „Diese arme Seele lebt nur von Kaffee. Kein Wunder, dass ihre Aura manchmal so flackert. Kaffee erschöpft das Nieren-Chi, weißt du?“

„Mhm“, machte Johanna unverbindlich und stellte die Weingläser auf den Tisch. Es hatte keinen Sinn, mit ihrer Mutter über den Unsinn von Auren und Chi zu diskutieren. Diese Debatten endeten immer gleich:

Silvia beharrte sanft, aber unnachgiebig auf ihrer Weltsicht, während Johanna frustriert aufgab.

Die Haustür knallte, und Sekunden später stürmte Max in die Küche, sein Gesicht gerötet vom Training, die Haare noch feucht von der Dusche in der Umkleidekabine.

„Sorry, bin spät dran“, keuchte er. „Coach hat uns länger dabehalten.“ Er schnappte sich einen Apfel aus der Obstschale und biss hinein. „Ist Tante Claudia schon da?“

„Noch nicht“, antwortete Silvia. „Geh dich umziehen, du riechst wie ein Fußballfeld.“

Max grinste und verschwand nach oben, wobei er die Treppenstufen zwei auf einmal nahm.

Johanna beneidete ihren Bruder manchmal um seine Unbeschwertheit. Während sie sich ständig Gedanken machte – über ihre Zukunft, über merkwürdige Träume, über die Erwartungen anderer – schien Max durchs Leben zu gleiten wie ein Fisch durch Wasser. Nichts schien ihn aus der Ruhe zu bringen.

Ihr Vater kam als Nächstes in die Küche, sein Gesicht müde von einem langen Arbeitstag. Als Arzt mit eigener Praxis hatte er einen langen Tag hinter sich – voller Patientengespräche, Diagnosen und ununterbrochener Verantwortung – vielleicht einer der Gründe, warum er so wenig Geduld für die esoterischen Ausflüge seiner Frau hatte.

„Riecht köstlich, Silvia“, sagte er und küsste seine Frau flüchtig auf die Wange. An Johanna gewandt fuhr er fort: „Hast du deine Präsentation vorbereitet? Claudia ist sehr gespannt darauf.“

„Alles fertig“, antwortete Johanna. „Ich habe meine Notizen dabei und die wichtigsten Auszüge aus der Facharbeit.“

Peter nickte anerkennend. „Gut. Sie hat übrigens erwähnt, dass sie einen Kollegen an der Universität kennt, der in der philosophischen Fakultät

lehrt. Professor Neumann oder so ähnlich. Sie dachte, er könnte an deiner Arbeit interessiert sein."

Johannas Herz machte einen Sprung. Professor Neumann war eine Kapazität auf dem Gebiet der mittelalterlichen Philosophie. Wenn er ihre Arbeit lesen würde...

Die Türklingel unterbrach ihre Gedanken. Sekunden später hörten sie Max die Treppe hinunterpollen und die Haustür öffnen, gefolgt von einem freudigen Ausruf: „Tante Claudia!"

Johanna spürte, wie sich ihre Anspannung löste. Der Abend mit ihrer Familie, die Präsentation ihrer Arbeit vor jemandem, der sie wirklich verstand, würde ihr helfen, die seltsamen Ereignisse des Tages zu vergessen. Die Träume, das Symbol, Lulaws Theorien – all das konnte warten.

Zumindest für ein paar Stunden.

Das frühe Abendessen verlief herrlich. Tante Claudia war wie immer eine Bereicherung am Tisch – intelligent, witzig und voller Geschichten aus dem Krankenhaus, die alle in Staunen versetzten. Mit ihren 45 Jahren und ihrem Job als Neurochirurgin hätte sie arrogant sein können, aber stattdessen strahlte sie eine natürliche Wärme aus, die jeden in ihrer Nähe entspannte.

„Also“, sagte Claudia, als sie ihr Weinglas abstellte und Johanna direkt ansah, „erzähl mir mehr über diese Arbeit von dir. Ich habe die Zusammenfassung gelesen, die du mir geschickt hast, aber ich möchte die Details hören. Diese These über Thomas von Aquin und seine Entwicklung des kritischen Denkens – das klingt faszinierend.“

Johanna spürte, wie ihre Wangen warm wurden. Nicht vor Verlegenheit, sondern vor Aufregung. Sie liebte es, über ihre Arbeit zu sprechen, besonders mit jemandem, der echtes Interesse zeigte.

„Die Grundidee ist eigentlich recht einfach“, begann sie. „Thomas von Aquin war ein berühmter Denker aus dem Mittelalter. Er hat eine besondere Art entwickelt, Probleme zu lösen: Er schaute sich zuerst alle Argumente an, die gegen seine Idee sprachen, bevor er seine eigene Meinung sagte. Das war damals völlig neu und hat vielen Menschen beigebracht, Dinge kritisch zu hinterfragen.“

Claudia nickte ermunternd, während Silvia und Peter höflich zuhörten, obwohl sie diese Erklärung bereits mehrfach gehört hatten.

„Die traditionelle Annahme ist, dass Thomas diese Methode hauptsächlich aus seinem Studium der Schriften Aristoteles entwickelte. Aber meine Forschung deutet darauf hin, dass ein spezifisches Ereignis in Köln, während seines Aufenthalts hier 1248, der eigentliche Katalysator für diese Entwicklung war.“

„In Köln?“, fragte Claudia interessiert. „Das ist ja ein lokaler Bezug, den ich nicht erwartet hätte.“

„Genau!“, Johanna wurde lebhafter. „Es gibt einige obskure Hinweise in zeitgenössischen Quellen auf einen theologischen Disput, an dem Thomas beteiligt war – nicht in seiner üblichen Rolle als Dominikanermönch, sondern als Verteidiger einer Angeklagten, die der Häresie, also der Leugnung der offiziellen Kirchenhaltung beschuldigt wurde.“

Max, der bis dahin gelangweilt mit seinem Dessert gespielt hatte, blickte auf. „Jemand wurde angeklagt, weil er anderer Meinung war als die Kirche? Das ist heftig.“

„Das war im Mittelalter keine Seltenheit“, erklärte Johanna. „Aber was an diesem Fall besonders ist: Die Quellen deuten an, dass die Angeklagte eine junge Frau von adliger Herkunft war, die Thomas mit

ihrer unkonventionellen Denkweise so beeindruckte, dass er seine eigenen Überzeugungen überdachte. In mehreren Briefen, die er später schrieb, erwähnt er eine 'erhellende Begegnung mit einem Geist, der die Wahrheit suchte', und wie diese Begegnung ihn lehrte, dass 'Kritik die eigentliche Essenz des Verstandes' sei."

„Und du glaubst, dass diese intensive Begegnung der Wendepunkt in seiner Entwicklung als Denker war?“, fragte Claudia.

„Nicht nur das“, erwiderte Johanna mit wachsender Begeisterung. „Ich bin überzeugt, dass dieses Erlebnis der Schlüssel zum Verständnis seiner gesamten philosophischen Methode ist.“

Die Art, wie er in seinen späteren Werken Gegenpositionen behandelt – nicht als Irrtümer, die es zu widerlegen gilt, sondern als notwendige Schritte auf dem Weg zur Wahrheit – das ist revolutionär! Es deutet auf ein tiefgreifendes Erlebnis hin, das seine Perspektive grundlegend veränderte.“

Silvia, die bisher schweigend zugehört hatte, mischte sich ein: „Das klingt, als hätte er eine spirituelle Offenbarung gehabt. Eine Begegnung mit einer höheren Weisheit.“

Johanna unterdrückte den Impuls, mit den Augen zu rollen. „Es war keine spirituelle Offenbarung, Mama. Es war eine intellektuelle Erkenntnis – dass das kritische Hinterfragen, selbst von etablierten Wahrheiten, der Schlüssel zum echten Verständnis ist.“

„Vielleicht sind spirituelle Offenbarungen und intellektuelle Erkenntnisse manchmal das Gleiche“, meinte Silvia sanft. „Nur in unterschiedlicher Sprache ausgedrückt.“

„Ich finde Johannas Theorie sehr überzeugend“, lenkte Claudia diplomatisch ein. „Besonders die Idee, dass ein einzelnes Erlebnis, eine Begegnung mit einer unerwarteten Perspektive, unser gesamtes Denken verändern kann.“

Peter, der bisher schweigend zugehört hatte, räusperte sich. „Was ich nicht verstehe: Wenn diese Begegnung so wichtig war, warum ist sie dann nicht besser dokumentiert? Warum musst du sie aus vagen Hinweisen rekonstruieren?“

Eine kluge Frage, die Johanna erwartet hatte. „Dafür gibt es mehrere mögliche Erklärungen“, antwortete sie. „Die wahrscheinlichste ist, dass diese Episode politisch heikel war. Thomas gehörte dem Dominikanerorden an, der eng mit der Inquisition verbunden war. Als Verteidiger einer Häresie-Verdächtigen hätte er sich in eine prekäre Position gebracht. Also wurde der Fall möglicherweise bewusst aus den offiziellen Aufzeichnungen herausgehalten.“

„Oder“, fügte sie mit einem Seitenblick auf ihre Mutter hinzu, „die Dokumente sind einfach verloren gegangen. Das Mittelalter war nicht gerade bekannt für seine lückenlose Archivierung.“

„Wie auch immer“, sagte Claudia und lehnte sich beeindruckt zurück, „es ist eine faszinierende Theorie. Kein Wunder, dass du einen Preis gewonnen hast. Diese Kombination aus historischer Recherche und philosophischer Analyse ist bemerkenswert – besonders für eine Schülerin.“

„Für eine Abiturientin“, korrigierte Max mit gespielter Wichtigkeit und erntete dafür einen leichten Hieb seiner Schwester.

„Apropos Abitur“, sagte Peter und blickte auf seine Uhr, „wie steht es mit deinen Vorbereitungen für die mündliche Lateinprüfung? Die ist doch in drei Wochen, oder?“

Und da war es wieder – das unangenehme Gefühl in Johannas Magen, das sie für ein paar kostbare Stunden vergessen hatte. „Ja“, antwortete sie knapp. „Ich arbeite daran.“

„Sie wird es schaffen“, sagte Claudia mit einem ermutigenden Lächeln. „Johanna hat immer einen Weg gefunden, Herausforderungen zu meistern.“

„Natürlich wird sie es schaffen“, bekräftigte Silvia. „Die Sterne stehen günstig für sie in diesem Frühjahr. Und ich habe eine spezielle Kräutermischung zusammengestellt, die ihr Gedächtnis stärken wird.“

Johanna und Claudia tauschten einen kurzen, amüsierten Blick. Beide wussten, dass Johanna die Kräutermischung höchstwahrscheinlich nie ausprobieren würde.

„Übrigens“, sagte Claudia, während sie Silvia half, den Tisch abzuräumen, „dieser Professor Neumann, den ich erwähnt habe – er hält nächste Woche einen Vortrag an der Uni über mittelalterliche Symbolik im Kölner Dom. Ich dachte, das könnte dich interessieren.“

Johanna erstarrte mitten in der Bewegung. Symbolik im Dom. Wie das Symbol aus Lulaws Buch. Wie das Symbol aus ihren Träumen.

„J-ja“, stammelte sie. „Das klingt interessant.“

„Alles in Ordnung?“, fragte Claudia besorgt. „Du siehst plötzlich blass aus.“

„Nur müde“, log Johanna. „Die Prüfungsvorbereitungen, du weißt schon.“

Claudia nickte verständnisvoll, aber in ihren Augen sah Johanna, dass ihre Tante ihr nicht ganz glaubte. Claudia hatte schon immer ein unheimliches Gespür dafür gehabt, wenn etwas nicht stimmte.

„Wenn du reden möchtest – über irgendetwas – ich bin immer für dich da“, sagte sie leise, als die anderen außer Hörweite waren.

„Ich weiß“, sagte Johanna und lächelte dankbar. „Es ist wirklich nichts. Nur der übliche Abiturstress.“

Claudia musterte sie noch einen Moment länger, nickte dann aber. „In Ordnung. Aber versprich mir, dass du dich nicht zu sehr verausgabst. Auch die klügsten Köpfe brauchen manchmal eine Pause.“

Johanna versprach es, obwohl sie wusste, dass von Ruhe vorerst keine Rede sein konnte. Nach dem Abendessen würde sie Lulaw treffen, um an der nächtlichen Domführung teilzunehmen. Um nach einem Symbol zu suchen, das sie eigentlich nur aus ihren Träumen kennen sollte.

Die Uhr im Wohnzimmer schlug neun, und Johanna blickte nervös auf ihr Smartphone. In einer Stunde würde die Führung beginnen.

Es war zehn nach neun, als Johanna sich von ihrer Familie verabschiedete. Tante Claudia war zum Glück nicht lange geblieben, da sie am nächsten Morgen früh eine Operation hatte.

„Ich muss los“, sagte Johanna und warf einen Blick auf ihr Handy. „Lulaw wartet schon auf mich.“

Ihr Vater blickte von seinem Tablet auf. „Um diese Zeit noch? Wofür denn?“

„Die Nacht-Raum-Dom-Führung“, erklärte Johanna. „Sie findet nur zweimal im Jahr statt - bei dieser Führung werden Bereiche des Doms gezeigt, die normalerweise nicht zugänglich sind. Lulaw hat zwei Karten bekommen.“

„Nachts im Dom?“, fragte ihre Mutter mit leicht besorgtem Gesicht. „Klingt mystisch. Die Energien in alten Gebäuden sind nach Sonnenuntergang besonders intensiv.“

Max grinste. „Bestimmt werden die Seelen der toten Baumeister beschworen.“

"Es ist mehr eine wissenschaftliche Führung, kein Geister-Spaziergang", entgegnete Johanna und rollte die Augen. "Dr. Albrecht leitet sie - er ist der führende Experte für mittelalterliche Symbolik im Dom."

Ihr Vater nickte anerkennend. "Albrecht? Davon habe ich gehört. Er soll tatsächlich ein ausgesprochener Domexperte sein."

"Sei nicht zu spät zurück", mahnte er dennoch. "Und nimm ein Taxi, wenn es später wird."

"Natürlich", versprach Johanna und schlüpfte in ihre Jacke. "Macht euch keine Sorgen."

Sie war erleichtert, dass sie diesmal bei der Wahrheit bleiben konnte. Dennoch fühlte sie ein seltsames Unbehagen, als ob sie etwas Wichtiges verschwiegen hätte. Nicht was sie tun würde, sondern warum.

Draußen war die Nacht klar und kühl, der Himmel ein samtiges Schwarz, von dem sich die Lichter der Stadt abhoben. Der Dom ragte wie ein steinerner Koloss in den Nachthimmel, seine Spitzen schienen die Sterne zu berühren. Johannas Blick wurde magisch von ihm angezogen, und plötzlich spürte sie eine unerklärliche Unruhe.

Was, wenn Lulaw Recht hatte? Was, wenn diese Träume mehr waren als nur Träume?

Sie schüttelte den Gedanken ab und machte sich auf den Weg zum verabredeten Treffpunkt am südlichen Dompportal direkt am Petrusbrunnen. Der Platz vor dem Dom war selbst zu dieser späten Stunde noch belebt – Touristen, die Nachtfotos machten, Einheimische auf dem Weg nach Hause, Straßenmusiker, die die letzten Münzen des Tages zu verdienen hofften.

Lulaw wartete bereits, in einen langen Mantel gehüllt, die dunklen Locken zu einem losen Zopf geflochten. Als sie Johanna sah, winkte sie aufgeregt.

„Da bist du ja! Ich dachte schon, du kneifst“, rief sie.

„Als ob“, entgegnete Johanna mit einem Selbstbewusstsein, das sie nicht wirklich fühlte. „Ich bin bereit, dieser Symbol-Sache auf den Grund zu gehen. Aus rein wissenschaftlichem Interesse, natürlich.“

Lulaw grinste. „Natürlich. Komm, die Gruppe versammelt sich schon.“

Sie deutete auf eine kleine Ansammlung von etwa zwölf Personen, die sich um einen hochgewachsenen Mann mit grauem Haar und auffallend scharfen Gesichtszügen gruppiert hatten. Der Mann – vermutlich der mysteriöse Dr. Albrecht – trug einen altmodischen Anzug und hielt eine kleine Laterne in der Hand, die sein hageres Gesicht von unten beleuchtete und ihm ein fast gespenstisches Aussehen verlieh.

„Willkommen zur besonderen Nachtführung durch den Kölner Dom“, begrüßte er die Gruppe mit einer tiefen, resonanten Stimme. „Mein Name ist Dr. Albrecht, und ich werde Sie heute durch die verborgenen Geheimnisse dieser Kathedrale führen. Wir werden Orte besuchen, die normalerweise nicht für die Öffentlichkeit zugänglich sind, und Symbole entdecken, die Jahrhunderte alte Rätsel bewahren.“

Johanna und Lulaw tauschten einen vielsagenden Blick. Genau das hatten sie gehofft.

„Bevor wir beginnen“, fuhr Dr. Albrecht fort, sein Blick wanderte über die Gruppe und blieb für einen irritierenden Moment an Johanna hängen, „möchte ich Sie bitten, während unserer Tour eng beisammen zu bleiben. Der Dom ist ein Labyrinth aus Gängen, Treppen und Nischen. Es wäre... unglücklich, wenn jemand sich verirren würde.“

Ein leichtes Murmeln ging durch die Gruppe, eine Mischung aus Aufregung und Nervosität. Dr. Albrecht nickte zufrieden, wandte sich jedoch nicht zur erwarteten massiven Südpforte des Doms, sondern führte die Gruppe ein paar Meter weiter rechts daneben fast in der Ecke zu einer völlig unscheinbaren Stelle der Außenmauer. Dort, etwas verborgen zwischen den gewaltigen Steinblöcken, befand sich eine niedrige, schmale

Pforte – so unauffällig, dass man sie leicht übersehen konnte, wenn man nicht gezielt danach suchte.

„Das Mauselloch“, erklärte Dr. Albrecht mit einem verschmitzten Lächeln, während er einen kleinen, verwitterten Schlüssel aus seiner Tasche zog. „Diese unscheinbare Pforte existierte wohl bereits im alten Dom und diente wahrscheinlich den Mönchen als diskreter Zugang wenn sie den Gottesdienst nicht stören wollten. Nur wer sie kennt, bemerkt sie überhaupt.“ Er schloss die kleine Tür auf, die sich mit einem leisen Knarren öffnete. „Hier können auch wir ungestört in die Vergangenheit eintauchen.“

„Nach Ihnen“, sagte er mit einer einladenden Geste, und die Gruppe begann, durch die Tür in die dunklen Tiefen des Doms zu treten.

Johanna spürte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte, als sie durch das Mauselloch über die Schwelle trat. Der vertraute Dom, den sie unzählige Male besucht hatte, wirkte im spärlichen Licht der Notbeleuchtung und Dr. Albrechts Laterne fremd und geheimnisvoll. Die gigantischen Säulen ragten wie Baumstämme eines Urwaldes in die Höhe, verloren sich im Dunkel der Gewölbe. Das farbige Licht der Fenster war verschwunden, ersetzt durch tiefe Schatten und gelegentliche Lichtinseln.

„Der Kölner Dom“, begann Dr. Albrecht, seine Stimme nun gedämpft, aber klar in der stillen Kathedrale, „ist mehr als nur ein Meisterwerk der Gotik. Er ist auch ein stiller Chronist der Stadt. Jeder Stein scheint ein Stück Erinnerung zu tragen, jede Säule eine Geschichte, die der Wind der Jahrhunderte flüsternd bewahrt hat.“

„Der offizielle Bau des Doms begann 1248 mit der Grundsteinlegung durch Erzbischof Konrad von Hochstaden“, erklärte Dr. Albrecht. „Interessanterweise war zu diesem Zeitpunkt bereits mit den Bauarbeiten begonnen worden. Die alte Kathedrale, die hier stand – der Hildebold-Dom – war bereits zur Hälfte abgerissen worden.“

Er deutete auf den Boden unter ihren Füßen. „Wir stehen auf einer Geschichte, die tiefer reicht als die meisten ahnen. Bevor die Grundsteinlegung stattfand, hatte man bereits eine große Baugrube ausgehoben und einige Fundamente gelegt. Es war, als hätte man es eilig gehabt, als hätte man gewusst, dass etwas Bedeutsames bevorstand.“

Dr. Albrecht führte sie weiter hinunter über eine schmale Treppe in der Bereich der Grabungen an den Fundamenten. „In den ältesten Teilen des Doms, besonders hier unten, können wir noch Reste der Vorgängerkathedrale sehen. Mauerfragmente, wiederverwendete Steine – leise Zeugen einer längst vergangenen Zeit, die in die neue Epoche hinübergerettet wurden. So als sollten sie als stumme Zeugen dienen für das, was kommen würde.“

Er strich mit der Hand über einen besonders alten Mauerabschnitt. „Nicht alles wurde zerstört, nicht alles wurde neu geschaffen. Manches wurde bewahrt – bewusst bewahrt, wie manche glauben.“

Sein Blick glitt über die Gruppe, blieb kurz an Johanna hängen. „Die Pläne, die Visionen, die Prophezeiungen – sie alle existierten lange bevor der erste Stein des neuen Doms gesetzt wurde. Und jene, die sie kannten, sorgten dafür, dass bestimmte Teile des Alten erhalten blieben.“

Johanna spürte, wie ihr Herz zu rasen begann. Die alten Fundamente. Genau wie in ihrem Traum. Sie drängte sich nach vorne, um besser sehen zu können, ignorierte die irritierten Blicke der anderen Teilnehmer.

„Schauen Sie hier“, sagte er und leuchtete mit seiner Laterne auf ein unauffälliges Relief an einer Säule. Es zeigte ein komplexes Muster aus ineinander verschlungenen Linien. „Dieses Symbol ist bekannt als das 'Labyrinth der Seelen'. Es findet sich in verschiedenen Kathedralen Europas, doch die Version hier im Kölner Dom ist einzigartig. Beachten Sie die zentrale Spirale – sie symbolisiert den Weg der Seele durch die Zeit.“

Johanna betrachtete das Symbol fasziniert. Es war nicht das, was sie in ihren Träumen gesehen hatte, aber etwas daran kam ihr dennoch bekannt vor.

„Dr. Albrecht“, fragte Lulaw, die Johannas Interesse bemerkt hatte, „Ist dieses Symbol auch als 'Zeitenspiegel' bekannt?“

Dr. Albrechts Kopf ruckte herum, und sein durchdringender Blick fixierte Lulaw mit einer Intensität, die sie zurückweichen ließ. „Der Zeitenspiegel“, sagte er langsam, jedes Wort sorgsam abgewogen. „Ein interessanter Begriff. Woher kennen Sie ihn, junge Dame?“

„Aus meinen Forschungen“, antwortete Lulaw, ohne mit der Wimper zu zucken. „Ich bin Geschichtsstudentin und arbeite über mittelalterliche Symbolik.“

Dr. Albrecht musterte sie einen Moment länger, dann wanderte sein Blick zu Johanna. „Und Sie? Sind Sie auch Geschichtsstudentin?“

„Nein“, sagte Johanna, „ich bin nur daran interessiert.“

Ein dünnes Lächeln huschte über Dr. Albrechts Gesicht. „Interesse ist der Beginn aller Erkenntnis. Folgen Sie mir, ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

Dr. Albrechts Laterne beleuchtete mehrere in den Stein gemeißelte Symbole – Kreise, Dreiecke, Spiralen. Und dann sah sie es. In einer Nische, halb verborgen hinter einem Vorsprung: Ein Kreis, in dessen Zentrum sich ein zartes Kreuz erhob. Von jedem Arm des Kreuzes liefen geschwungene, kalligrafische Linien nach außen, die sich an ihren Enden zu kleinen, geheimnisvollen Spiralen einrollten. In den vier Quadranten, die durch das Kreuz entstanden, befanden sich kleine Kreise, jeder von einem schlichten X durchzogen. Die durchkreuzten Kreise umrahmten das zentrale Kreuz wie vier wachsame Augen.

Johanna sog unwillkürlich hörbar tief die Luft ein, und Dr. Albrecht drehte sich zu ihr um.

Seine Augen verengten sich, als er ihren Gesichtsausdruck sah.

„Kennen Sie dieses Symbol?“, fragte er leise, fast flüsternd, obwohl der Rest der Gruppe außer Hörweite war, vertieft in die Betrachtung anderer Steinmetzarbeiten.

„Ich...“ Johanna zögerte. Was sollte sie sagen? Dass sie es aus ihren Träumen kannte? Dass sie geträumt hatte, wie ein mittelalterlicher Mönch sie daran gehindert hatte, es zu berühren? „Ich habe es in einem Buch gesehen“, sagte sie schließlich.

Dr. Albrecht nickte langsam. „Ein seltenes Symbol, nicht wahr? Es wird manchmal 'Speculum Temporum' genannt – der Spiegel der Zeiten. Oder, wie Ihre Freundin es nannte, der 'Zeitenspiegel'.“

Lulaw trat neben Johanna und starrte ebenfalls auf das Symbol. „Was bedeutet es?“, fragte sie.

„Das ist eine komplexe Frage“, antwortete Dr. Albrecht. „Die Überlieferungen sind... vielfältig. Manche sagen, es repräsentiere die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Andere behaupten, es sei ein Schlüssel zu verborgenen Wahrheiten. Und einige...“ hier senkte er seine Stimme noch weiter, „...einige glauben, dass es ein Portal ist. Ein Durchgang zwischen den Zeiten.“

Johanna starrte ihn an. Seine Worte klangen verrückt, absurd, völlig unvereinbar mit ihrem rationalen Weltbild. Und doch... und doch fühlte sie sich zu dem Symbol hingezogen, als würde es sie rufen.

„Darf ich... darf ich es berühren?“, fragte sie, überrascht von ihren eigenen Worten.

Dr. Albrecht zögerte, ein undefinierbarer Ausdruck huschte über sein Gesicht. „Das wäre... ungewöhnlich“, sagte er schließlich. „Aber ich sehe keinen Grund, es Ihnen zu verbieten. Die Symbole gehören allen, die sie zu verstehen suchen.“

Er trat zur Seite, und Johanna näherte sich langsam der Wand. Das Symbol war kleiner, als sie erwartet hatte, vielleicht handgroß, eingeritzt in einen einzelnen Stein in Augenhöhe. In der Mitte befand sich ein klares, einfaches Kreuz, dessen vier Arme sich gleichmäßig ausstreckten. In jedem der vier Quadranten, die durch das Kreuz entstanden, war ein kleiner Kreis eingeritzt, und jeder dieser Kreise war von einem präzisen X durchkreuzt. Die vier durchkreuzten Kreise waren perfekt symmetrisch um das zentrale Kreuz angeordnet. Im flackernden Licht der Laterne schienen die feinen Linien zu pulsieren, als wäre das ganze Symbol lebendig.

Zögernd streckte Johanna ihre Hand aus. In ihrem Traum hatte der Mönch sie daran gehindert, das Symbol zu berühren. Hatte sie vor etwas warnen wollen? War das Symbol gefährlich?

Ihre Fingerspitzen waren nur noch wenige Zentimeter von dem Symbol entfernt, als Dr. Albrecht plötzlich eine Hand auf ihre Schulter legte.

„Vorsicht“, sagte er leise. „Manche Dinge sollte man nicht voreilig berühren. Besonders nicht, wenn man...“ Er hielt inne, sein Blick forschend auf ihr Gesicht gerichtet. „Besonders nicht, wenn man in letzter Zeit ungewöhnliche Träume hatte.“

Johanna erstarrte. Woher wusste er von ihren Träumen? Sie hatte niemandem davon erzählt, außer Lulaw.

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen“, sagte sie, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern.

Dr. Albrecht lächelte dünn. „Natürlich nicht. Verzeihen Sie meine... Einmischung. Es ist nur so, dass dieses Symbol manchmal auf empfängliche Geister eine besondere Wirkung hat. Manche sollen schon von seltsamen Empfindungen berichtet haben, wenn sie es berühren. Nichts Beunruhigendes, natürlich. Nur... ungewöhnlich.“

Lulaw trat näher, ihre Augen funkelten vor Neugier. „Was sind das für Empfindungen genau?“

„Schwindel, Desorientierung“, erklärte Dr. Albrecht vage. „Manche sprechen von dem Gefühl, kurz an einem anderen Ort zu sein. Einer anderen Zeit.“ Sein Blick kehrte zu Johanna zurück. „Aber das ist sicher nur Suggestion. Die Macht des Geistes über den Körper, nichts weiter.“

Johanna spürte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte. Die beschriebenen Empfindungen klangen genau wie ihre Träume. War es möglich, dass...?

Nein. Sie schüttelte innerlich den Kopf. Es gab eine rationale Erklärung. Es musste eine geben.

Mit einem tiefen Atemzug streckte sie ihre Hand wieder aus und legte die Finger entschlossen auf das Symbol.

Im ersten Moment geschah nichts. Der Stein fühlte sich kühl an, leicht rau unter ihren Fingerspitzen. Ein normaler Stein, nichts Besonderes.

Dann, so plötzlich, dass sie aufkeuchte, durchzuckte ein elektrischer Schlag ihren Arm, breitete sich wie flüssiges Feuer durch ihren Körper aus. Der Raum um sie herum begann zu verschwimmen, die Wände der Fundamente schienen zu atmen, sich auszudehnen und wieder zusammenzuziehen. Stimmen erfüllten ihren Kopf – flüsternd, murmelnd, betend, in einer Sprache, die sie nicht kannte und doch zu verstehen glaubte.

Und dann, für einen winzigen, erschreckenden Moment, war sie woanders. Die Mauern waren noch da, aber anders – sie waren frischer, der Mörtel zwischen den Steinen noch feucht. Staub tanzte im Licht einer Öllampe, und vor ihr stand ein Mönch in brauner Kutte, sein Gesicht halb im Schatten verborgen. Er sah sie direkt an, seine Augen weiteten sich in Überraschung und Entsetzen.

„Die Spiegelseele“, flüsterte er in einem archaischen Deutsch, das sie dennoch mühelos verstand. „Es beginnt.“

Dann verschwand die Vision so abrupt, wie sie gekommen war. Johanna taumelte zurück, wäre gefallen, hätte Lulaw sie nicht aufgefangen.

„Johanna!“, rief ihre Freundin Lulaw alarmiert. „Was ist los? Du bist ja kreidebleich!“

Johanna blinzelte, versuchte, sich zu orientieren. Die Umgebung war wieder normal, die Wände solide, die anderen Teilnehmer der Führung schauten neugierig zu ihr herüber.

„Nichts“, stammelte sie. „Mir wurde nur kurz schwindelig. Die Luft hier unten...“

Dr. Albrecht betrachtete sie mit einem undefinierbaren Ausdruck – eine Mischung aus Sorge, Neugier und etwas, das fast wie Triumph wirkte.

„Das passiert manchmal“, sagte er ruhig. „Diese Fundamente hat eine... besondere Atmosphäre. Vieles ist hier wieder ausgegraben, was wohl für die Ewigkeit verborgen bleiben sollte. Vielleicht sollten wir zurück in die oberen Bereiche des Doms gehen. Dort ist die Luft besser.“

Er wandte sich an die übrige Gruppe und dirigierte sie mit sanfter Bestimmtheit in Richtung der Treppe, die zurück ins Hauptschiff führte. Johanna blieb einen Moment länger stehen, starrte auf das Symbol, das nun völlig harmlos wirkte, ein simples Zeichen in einem alten Stein. Sie griff in ihre Tasche, zog das kleine Notizbuch hervor, das sie immer bei sich trug. Eine Bewegung, die ihr vertraut war – immer wenn die Gedanken zu laut wurden, schrieb sie sie auf.

Doch als sie den Stift ansetzte, geschah etwas Unmögliches. Das Symbol an der Wand begann zu glühen. Nicht das grelle Licht der Laterne – nein, es war ein warmes, goldenes Leuchten, das aus den eingeritzten Linien selbst zu kommen schien. Das zentrale Kreuz und die vier durchkreuzten Kreise loderten plötzlich wie von unsichtbarem Feuer erfasst. Flammen ohne Hitze, Licht ohne Schatten.

Johanna blinzelte heftig, rieb sich die Augen. Als sie wieder hinblickte, war das Symbol erloschen, kalt und leblos wie zuvor. Aber der Eindruck blieb – als hätte sie einen Moment lang durch ein Fenster in eine andere Zeit geblickt, in der dieses Zeichen mehr war als nur eine Einritzung im Stein.

Ihre Hand zitterte, als sie das Notizbuch wieder einsteckte. Es war nicht das erste Mal, dass sie solche Visionen hatte. Schon in der Nacht nach dem ersten Traum hatte sie geahnt, dass da etwas war, das über das Normale hinausging.

Das Symbol lebte. Zumindest für sie.

Vielleicht – dachte sie plötzlich – war es ein Zeichen. Ein Zeichen des Spiegels.

„Was ist passiert?“, flüsterte Lulaw, als sie Johanna half, den anderen zu folgen. „Du sahst aus, als hättest du einen Geist gesehen.“

„Später“, murmelte Johanna. Ihre Gedanken rasten. Die Vision, der Mönch, seine Worte – die Spiegelseele. Was bedeutete das alles?

Als sie die Treppe hinaufstiegen, warf sie einen letzten Blick zurück in die Dunkelheit des Labyrinths der alten Fundamente. Für einen Sekundenbruchteil meinte sie, eine Bewegung zu sehen, einen Schatten, der sich zwischen den Säulen bewegte. Dann war er verschwunden, und sie fragte sich, ob ihre Augen ihr einen Streich gespielt hatten.

Dr. Albrecht führte die Gruppe durch weitere Teile des Doms, erklärte Symbole und Geheimnisse, doch Johanna nahm kaum etwas davon wahr. Ihr Geist war noch immer bei ihrer Vision, bei dem Mönch mit den erschrockenen Augen, bei seinen Worten: „Es beginnt.“

Was begann?

Die Führung neigte sich dem Ende zu, als Dr. Albrecht sie in eine kleine Seitenkapelle führte, abseits der üblichen Touristenpfade. Die Kapelle war schlicht, fast karg, mit einem einfachen Altar und einem schmalen Fenster,

durch das das Mondlicht fiel und ein silbernes Muster auf den Steinboden zeichnete.

„Dies ist die Kapelle der Heiligen Corona“, erklärte Dr. Albrecht. „Eine selten besuchte Ecke des Doms, doch für manche von besonderem Interesse.“

Er trat näher an Johanna heran, während der Rest der Gruppe die wenigen Kunstwerke der Kapelle betrachtete. „Wie geht es Ihnen jetzt?“, fragte er leise. „Der Schwindel in der Unterwelt – ist er vergangen?“

Johanna nickte, unsicher, ob sie ihm von ihrer Vision erzählen sollte. Etwas an Dr. Albrecht machte sie misstrauisch, trotz – oder vielleicht gerade wegen – seines offensichtlichen Interesses an ihr.

„Es geht mir gut“, sagte sie knapp. „Nur die schlechte Luft, wie Sie sagten.“

Dr. Albrecht lächelte, ein Lächeln, das seine Augen nicht erreichte. „Natürlich. Die Luft.“ Er zögerte, als würde er abwägen, ob er weitersprechen sollte. Dann: „Ich kenne Ihre Arbeit, wissen Sie. Die Facharbeit über Thomas von Aquin und seine intellektuelle Entwicklung in Köln.“

Johanna blinzelte überrascht. „Sie kennen meine Arbeit?“

„Oh ja“, nickte Dr. Albrecht. „Eine bemerkenswerte Analyse. Besonders Ihre These über die prägende Begegnung mit einer jungen Frau, die ihm neue Denkansätze eröffnete. Sehr sehr originell.“

Irgendetwas in seiner Art, wie er das Wort „originell“ betonte, ließ Johanna erschauern. Als würde er über ein Geheimnis sprechen, das nur sie beide teilten.

„Haben Sie sich jemals gefragt“, fuhr er fort, seine Stimme nun kaum mehr als ein Flüstern, „woher Sie die Inspiration für diese These hatten? Wirklich aus den fragmentarischen Quellen, die Sie in Ihrer Arbeit

zitieren? Oder vielleicht... aus einer anderen Quelle? Einem seltsamen Traum, vielleicht?"

Johannas Atem stockte. Woher wusste er von ihren Träumen? War es möglich, dass...?

„Ich sollte zu meiner Freundin zurückkehren“, sagte sie abrupt und wandte sich ab. „Danke für die interessante Führung.“

Dr. Albrecht hielt sie nicht auf, aber seine Stimme folgte ihr. „Wenn Sie mehr über den Zeiteinspiegel erfahren möchten – oder über die Spiegelseelen –, ich bin hier. Jeden Dienstag und Donnerstag führe ich Gruppen durch den Dom.“

Johanna gab vor, ihn nicht zu hören, und eilte zu Lulaw, die am anderen Ende der Kapelle auf sie wartete. „Können wir gehen?“, flüsterte sie drängend. „Jetzt?“

Lulaw sah sie besorgt an, nickte aber. „Natürlich. Die Führung ist ohnehin fast vorbei.“

Sie verabschiedeten sich höflich von der Gruppe und eilten durch die leeren Hallen des Doms zum Ausgang. Erst als sie draußen auf dem Platz standen, die kühle Nachtluft in ihren Lungen, die vertrauten Geräusche der Stadt um sie herum, fühlte Johanna, wie die Anspannung langsam von ihr abfiel.

„Was ist da drin passiert?“, fragte Lulaw, als sie ein Stück vom Dom entfernt waren. „Du warst wie ausgewechselt, nachdem du das Symbol berührt hast.“

Johanna zögerte. Was sollte sie sagen? Dass sie für einen Moment in die Vergangenheit gereist war? Dass sie einen Mönch gesehen hatte, der sie als "Spiegelseele" bezeichnet hatte? Es klang verrückt, selbst in ihren eigenen Ohren.

„Ich hatte eine Art... Halluzination“, sagte sie schließlich. „Wahrscheinlich nur Suggestion, nach allem, was Dr. Albrecht erzählt hatte. Der kann einem wirklich Gänsehaut verursachen.“

„Eine Halluzination?“, hakte Lulaw nach. „Was hast du gesehen?“

Johanna seufzte. „Einen Mönch. In alten Gemäuern, aber der Dom sah anders aus – unten wurde gerade gebaut während oben noch alte Säulen standen. Der Mönch hat mich angesehen und etwas gesagt, das ich nicht verstehen konnte.“ Die Lüge kam ihr leicht über die Lippen. Aus irgendeinem Grund wollte sie nicht, dass Lulaw wusste, dass sie den Mönch verstanden hatte.

Lulaw blieb stehen und packte Johanna am Arm. „Das ist kein Zufall, Jo! Das Symbol in deinen Träumen, dasselbe Symbol im Dom, und jetzt diese Vision, als du es berührst? Das kann kein bloßer Zufall sein!“

„Was sonst?“, fragte Johanna müde. „Zeitreisen? Körpertausch über Jahrhunderte hinweg? Das ist Unsinn, Lulaw. Uns fehlt einfach nur Schlaf.“

„Uns fehlen Antworten“, korrigierte Lulaw. „Und ich glaube, wir sollten mehr über diesen Dr. Albrecht herausfinden. Die Art, wie er dich angesehen hat... als würde er etwas wissen, das wir nicht wissen.“

Johanna wollte widersprechen, doch dann erinnerte sie sich an Dr. Albrechts seltsame Kommentare über ihre Facharbeit, seine Andeutungen über Träume und Spiegelseelen. „Vielleicht hast du Recht“, gab sie zu. „Aber nicht heute Nacht. Ich bin erschöpft.“

Lulaw nickte verständnisvoll. „Natürlich. Ruh dich aus. Aber morgen forschen wir weiter. Ich habe das Gefühl, dass wir gerade erst an der Oberfläche von etwas viel Größerem kratzen.“

Sie verabschiedeten sich an der Straßenbahnhaltestelle, Lulaw in Richtung ihres kleinen Zimmers im Studentenwohnheim, Johanna zurück nach Hause. Die Straßenbahn war fast leer zu dieser späten Stunde,

und Johanna ließ sich auf einen Sitz fallen, den Kopf gegen die kühle Scheibe gelehnt.

Was bedeutete das alles? Die Träume, das Symbol, die Vision in der Krypta, Dr. Albrechts seltsame Andeutungen? War sie dabei, den Verstand zu verlieren, oder steckte tatsächlich mehr dahinter?

Als die Straßenbahn durch die Innenstadt in Richtung Ehrenfeld fuhr, blickte Johanna durch das Fenster zurück zum Dom, der majestätisch über der Stadt thronte, seine Türme im Mondlicht silbern schimmernd. Auch aus dieser Entfernung, zwischen den modernen Bürogebäuden und Wohnblocks hindurch, dominierte er noch immer die Skyline. In diesem Moment überkam sie die unheimliche Gewissheit, dass der Dom mehr war als nur ein Gebäude aus Stein und Glas. Er war ein Portal, ein Verbindungspunkt zwischen den Zeiten. Und aus irgendeinem Grund hatte er sie ausgewählt.

Die Vorstellung sollte sie erschrecken, doch stattdessen spürte sie eine seltsame Ruhe. Als hätte ein Teil von ihr immer gewusst, dass ihr Leben mehr war als die alltägliche Routine aus Schule, Familie und Zukunftsorgen. Als hätte sie auf diesen Moment gewartet, ohne es zu wissen.

Die Straßenbahn hielt an ihrer Station, und Johanna stieg aus. Der kurze Weg nach Hause führte sie durch ruhige Straßen, vorbei an erleuchteten Fenstern hinter denen sich gewöhnliche Leben abspielten. Gewöhnliche Leben, wie sie noch vor wenigen Stunden geglaubt hatte, eines zu führen.

Zu Hause angekommen, schlich sie leise die Treppe hinauf, um niemanden zu wecken. In ihrem Zimmer legte sie Lulaws Buch auf den Schreibtisch und zog das Kapitel über den „Zeitenspiegel“ hervor. Sie würde es lesen, jetzt, da sie das Symbol mit eigenen Augen gesehen hatte. Jetzt, da sie wusste, dass es real war.

Doch als sie sich auf ihr Bett setzte, überkam sie plötzlich eine bleierne Müdigkeit. Der Tag, die Vision, all die neuen Eindrücke – es war zu viel. Ihre Augen fielen zu, noch bevor sie die erste Seite umblättern konnte.

In dieser Nacht träumte Johanna nicht vom mittelalterlichen Köln. Sie träumte von einem leuchtenden Kreuz, umgeben von vier durchkreuzten Kreisen, die in perfekter Symmetrie angeordnet waren. Von einem Mönch, der flüsterte: „Es beginnt.“ Und von einer jungen Frau in einem Gewand aus grünem Samt, die ihr aus einem Spiegel entgegenblickte – mit ihrem eigenen Gesicht, aber anderen Augen. Augen, die Jahrhunderte gesehen hatten.